



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ma muß machen, daß ma häm kommt. Dabei begann er aufzuhucken, wobei Zahn ihm half.

Vor dem Hochzeitshaus standen die Leute Kopf bei Kopf und guckten durch die Fenster in die Stube, wo gefaselt wurde. Die jungen Bursche flüsteren den Mädchen Schallereien zu, über die Geschrei und Gelächter entstand. Die Mädchen hatten sich untergefaßt, als halte sich eine an der andern, und bildeten so eine Kette, hinter der die Burschen sich aufgepflanzt hatten. Trotz der anzüglichen Worte und der gelegentlichen Aufschreie ging es gesittet her.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ehrhard und seine Kritiker. Traub. Seit der Restauration des Katholizismus in der Zeit der Romantik sind alle Versuche erleuchteter und wohlmeinender Katholiken, ihre Kirche ein wenig zu reformieren, nach folgendem Schema verlaufen. Dem ersten Worte der Kritik, das sie aussprachen, jubelten alle nichtkatholischen Preßstimmen zu, die Zionswächter erklärten die Kritik und den Reformvorschlag für Rebellion, für einen Angriff auf die Kirche, und das Volk sagte sich schon selbst, noch ehe es ihm seine ultramontanen Führer gesagt hatten: Der Mann, dem die „Protestanten, Juden und Freimaurer“ beistimmen, ist sicherlich ein Kirchenfeind. Der Reformier sah sich darum immer bald vor die Wahl gestellt, ob er widerrufen oder die Kirche verlassen wollte. Dank den in der Besprechung von Ehrhards Buch im 27. Heft angedeuteten Umständen dürfte von den heutigen Reformkatholiken keiner auf diese grausame Probe gestellt werden, am wenigsten Ehrhard. Er hat sich in dem soeben bei Jos. Roth in Stuttgart und Wien erschienenen Buche: „Liberaler Katholizismus? Ein Wort an meine Kritiker,“ mit diesen auseinandergesetzt. Man sieht aus seiner Antikritik, daß ihm der Beifall der politisch Liberalen und wie sie ihn, als „liberalen Katholiken,“ halb und halb zu den Thürigen rechnen, äußerst peinlich ist, und er verwahrt sich auf das feierlichste dagegen, dem „edeln Dulder“ Pius IX. zu nahe getreten zu sein (wir möchten wissen, was der zu dulden gehabt hat!), aber er behauptet tapfer seinen einmal eingenommenen Standpunkt, und ein kirchliches Disziplinarverfahren ist trotzdem weder gegen ihn eingeleitet worden, noch wird das in Zukunft geschehn. Von den Kritikern erwähnen wir nur, daß sich der Redemptorist Kössler (im Vaterland) vor den andern durch Verböhrtheit und Fanatismus auszeichnet, daß die Kritiken der beiden Jesuiten Blöker und Duhr nach Ehrhards Urteil „weitaus die wohlwollendsten und gerechtesten“ sind, und daß es die meisten übrigen Kritiker namentlich an Loyalität und Ehrlichkeit fehlen lassen. Die einzelnen Kontroversen interessieren uns nicht. Wir wollen die Gelegenheit nur wieder dazu benutzen, sowohl den Protestanten wie den Katholiken je ein Meditationssthemata vorzulegen, das geeignet ist, die Verständigung anzubahnen. Eine der Kontroversen des Buches dreht sich um die dogmatische Bedeutung des Syllabus, die uns natürlich gleichgültig ist; aber über die geschichtliche Rolle, die er gespielt hat, ist ein Wort zu sagen. Seine Veröffentlichung ist unter den vielen thörichten Handlungen des bigotten Pius keine der geschicktesten gewesen, aber das wütende Geschrei, das die nichtkatholische Welt darüber erhoben hat, war unbegründet, und wenn man heute noch mit dem Syllabus beweisen zu können glaubt, daß Rom ein Monstrum sei, so täuscht man sich. Bekanntlich ist dieses Aktenstück eine Zusammenstellung von Sätzen, die die Kurie bei verschiednen Gelegenheiten verworfen hatte; welche Ansicht wahr sei, die der zur

Häresie gestempelten Behauptung entgegengesetzt ist, wird nicht gesagt, und die meisten dieser Sätze haben mehr als ein Gegenteil. Gerade die vier berüchtigsten Sätze nun sind oder vielmehr ihre Verwerfung ist ganz harmlos, wie die Übersetzungen ins Nichtkatholische, die wir dahinter einklammern, schlagend darthun. 1. In unsrer Zeit ist es nicht mehr zuträglich, daß die katholische Religion mit Ausschluß aller übrigen als einzige Staatsreligion gelte. (In unsrer Zeit ist es nicht mehr zuträglich, daß die lutherische Religion in Sachsen, Braunschweig und Mecklenburg als Staatsreligion gilt.) 2. Darum ist es zu loben, daß in gewissen katholischen Ländern den Einwandern anderer Religionen erlaubt wird, ihren Kultus öffentlich auszuüben. (Darum wäre es zu loben, wenn die genannten drei Staaten den Katholiken die unbeschränkte öffentliche Ausübung ihres Kultus erlauben.) 3. Denn es ist falsch, daß die gesetzlich anerkannte Freiheit eines jeden, jede beliebige Meinung öffentlich auszusprechen, die Sitten und Gefinnungen der Völker verderbe. (Denn es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die Freiheit, den Sozialismus, Anarchismus und alle beliebigen Sektenlehren öffentlich zu verbreiten, irgend welchen Schaden anrichte.) 4. Der römische Papst kann und soll sich mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus und mit der modernen Bildung ausöhnen und verständigen. (Die preussische Regierung und die Kreuzzeitung können und sollen sich mit Eugen Richter, mit Bebel, mit Häckel und Niehsche ausöhnen und verständigen. Daß im Syllabus weder der technische Fortschritt noch die moderne Schulbildung gemeint sein kann, geht daraus hervor, daß die Katholiken unter Führung ihrer geistlichen Häupter soviel Gebrauch davon machen, als sie nur irgend können.) — Nun etwas für die Katholiken! Einer von Ehrhards Kritikern schreibt: „Statt der Kleinlauten Aufforderung, sich selbst zu prüfen, hätte G., wenn er etwas leisten wollte, laut und offen den Ruf an die Protestanten richten sollen, zur Mutter aller Christen, zur heiligen katholischen Kirche zurückzukehren.“ Welche Verblendung, sich einzubilden, es werde auch nur ein einziger verständiger Protestant der Einladung zum Eintritt in eine Kirche folgen, die solche Früchte zeitigt, wie wir sie in den romanischen Ländern und in Oesterreich reifen sehen! Der katholischen Kirche als einer großartigen Institution, die gewaltige Aufgaben gelöst und dabei, wie es das Schicksal menschlicher Institutionen zu sein pflegt, im Guten wie im Bösen Großes vollbracht hat, weigern wir die geziemende Ehrfurcht nicht; aber wenn sie sich heute als Ketterin aus sozialen und politischen Nöten empfiehlt, so macht sie sich lächerlich, und wenn sie uns gar die Gnade Gottes und das ewige Leben verbürgen will, begeht sie Gotteslästerung; daß sie, wo ihre Geistlichen ihre Schuldigkeit thun, die Wahrheiten, Tröstungen und nützlichen Übungen, die uns zur Gnade Gottes und zum ewigen Leben verhelfen können, ebenso wirksam vermittelt wie die übrigen Kirchen und Sekten, bestreiten wir ihr nicht.

Zwei Gründe bestimmen uns, an dieser Stelle das vor kurzem erschienene Buch eines evangelischen Verfassers zu erwähnen: Materialien zum Verständnis und zur Kritik des katholischen Sozialismus von Lic. theol. G. Traub. (Zweites Heft der von F. F. Lehmanns Verlag in München herausgegebenen Sammlung: Geschichtswahrheiten; zwanglose Hefte zur Aufklärung über konfessionelle Zeit- und Streitfragen.) Der Verfasser stellt die katholische Gesellschaftslehre dar, deren Großartigkeit, Harmonie und Geschlossenheit er anerkennt, kritisiert sie und berichtet sodann über einige geschichtliche Dokumente (Schriften von Ketteler und Hitze, die Schulen von Angers und Lüttich, die päpstlichen Enzykliken) und über die sozialen Organisationen der Katholiken (Gesellen-, Arbeiter-, Bauern-, Gewerksvereine). Einmal bedeutet die Schrift einen Schritt zur Verständigung von protestantischer Seite; dann aber ladet sie zu einem Blick auf die sozialen Zustände der katholischen Länder ein, der sofort davon überzeugt, wie eitel der Anspruch der Kurie ist, die Völker retten zu wollen; sie kann froh sein, wenn sie selbst von den Völkern, nicht am wenigsten von den protestantischen, aus der Falle, in der sie sich selbst gefangen hat, erlöst wird. Die katholische Kirche hat die schönste soziale Theorie, aber die katholischen Völker üben die elendeste soziale Praxis. Wenn die

Werke der Barmherzigkeit gezählt und gemessen werden könnten, so würde sich vielleicht für die katholischen Völker, dank ihren charitativen Klosterorden, ein Überschuß ergeben, und die Thätigkeit der modernen katholischen Sozialpolitiker und Organisationen verdient die höchste Anerkennung. Aber diese moderne Sozialthätigkeit blüht doch vorzugsweise in Deutschland, wo die protestantische Konkurrenz dazu nötigt und die Wechselwirkung mit dem protestantischen Geistesleben und einer guten Staatsverwaltung sie fördert, in den katholischen Ländern aber fehlt es gänzlich an dem, was besser ist als Barmherzigkeit, an einer vernünftigen Staats- und Gesellschaftsordnung, die der Entstehung des Elends vorbeugt. Leo XIII. redet und schreibt so unendlich viel, aber nie hat er ein Wort gesagt gegen die Greuel der Kinderausbeutung, die, wie die weltbekannten Zustände in den sizilianischen Schwefelgruben und die Schriften des Staatsanwalts Ferriani*) beweisen, heute in Italien beinahe schlimmer sind, als sie vor achtzig Jahren in England waren. In so rohem Aberglauben wird doch kein katholischer Theologe mehr befangen sein, daß er sich einbildete, die priesterliche Absolution könne einen Menschen von der Hölle in seinem Innern befreien (und eine andre Hölle, als die sich die verdorbne Seele selbst bereitet, giebt es nicht), die notwendigerweise mit einem Menschen heranwächst, der seine Kindheit unter beständigen Mißhandlungen in einer physisch und moralisch verpesteten Atmosphäre verbracht hat. Weit entfernt davon nun, eine katholische Bewegung zu begünstigen, die im Bunde mit der sozialdemokratischen diesem Verderb von Millionen italienischer Leiber und Seelen gesteuert haben würde, hat die Kurie diese katholisch-demokratische Bewegung unterdrückt, weil sie will, daß alle Kräfte der katholisch gesinnten unter den Italienern (welches Zeugnis gegen das Papsttum liegt schon darin, daß die nur eine schwache Minderheit sind!) auf die Wiederherstellung des Kirchenstaats verwendet werden sollen. (Traub S. 114 bis 115.) Also die Befriedigung eines ganz unevangelischen Herrschaftsanspruchs, die als vorübergehende geschichtliche Notwendigkeit seinerzeit verziehen werden konnte, heute aber unverzeihlich ist, bleibt auch dem gegenwärtigen Papste die Hauptsache; das Verderben von Millionen Leibern und Seelen seiner Landeskinder rührt ihn nicht, der sich einbildet, der Vertreter Jesu von Nazareth zu sein! Diese einzige Thatsache sollte doch eigentlich genügen, denkende Katholiken von ihrem dogmatischen Wahne zu heilen, sie bescheiden von ihrer Kirche denken zu lehren und zur Verständigung mit den Protestanten geneigt zu machen.

Eine Lanze für den Train. Vor kurzem ist Freiherr von Wechmar in der Täglichen Rundschau energisch für den Train eingetreten. Er ist der Ansicht, daß in unserem militärischen Leben der Grundsatz: gleiche Pflichten — gleiche Rechte dem Train gegenüber nicht immer befolgt werde. Zugeben muß man ihm allerdings, daß die Versetzung des Gumbinner Artilleristen in das zweite Trainbataillon, eine der unerfreulichen Begleiterscheinungen, wie sie das Abschiedsliebemahl des Oberleutnants Hildebrandt zeitigte, von dem gesamten Train, der ohnedies durch die vielen Einschübe schon etwas nervös geworden ist, unangenehm empfunden wird. Bekanntlich erhielten die vier ältern beteiligten Herren den Abschied, der Leutnant ist „mit der Versetzung zum Train davongekommen,“ wie es in den Zeitungen hieß. Schön klingt das ja nicht, aber deswegen braucht man noch nicht „armer Train!“ schön klingen, wie das v. W. thut. Wenn mancher stolze Grenadier oft aus seiner schönen Garnison zur hohen Hausnummer nach Lothringens oder Westpreußens Gefilden abgerufen wird und den Haarbüsch einpacken muß — schreit kein Mensch: arme Lothringer, arme hohe Nummer, denn des Königs Rock trägt der Versetzte auch da mit Ehren weiter. Aber beim Train soll die Sache anders sein. Herr v. W. erwähnt z. B. den Tschako, den die Trainmannschaften tragen. Es ist genau das Modell des Jägerschakos; bei den Jägern findet ihn kein Mensch unschön,

*) Eben jetzt hat dieser Philanthrop wieder einen neuen Greuel aufgedeckt: den wohlorganisierten Massenhandel mit italienischen Kindern, die größtenteils ins Ausland verkauft werden zu allerlei scheußlichen Zwecken.

aber beim Train heißt es: Seht nur den scheußlichen Cylinder, den die Leute aufhaben! Wenn sich v. W. wundert, daß der oberste Kriegsherr die Trainuniform nicht anlegt, so müßte er sich ebenso darüber aufhalten, daß man von einem Anlegen der Pionier- oder der Luftschifferuniform auch noch nichts gehört hat. Es wird immer und überall so sein, daß die Ehre und der Ruhm zunächst der kämpfenden oder für den unmittelbaren Kampf in Betracht kommenden Truppe gehört, also der Infanterie, der Kavallerie und der Artillerie; das liegt auch schon in der stillern, sozusagen latentern Art der Arbeit und des Dienstes der übrigen Geeresformationen.

Voran der Train krankt sind nicht Außerlichkeiten, wie sie von dem Freiherrn von Wechmar erwähnt werden, z. B. daß sich die Trainoffiziere beim Schießen nicht um den Ehrensäbel mit bewerben dürfen, der Grund liegt in der mangelnden Vertretung im Kabinett, wo die Trainsachen von der Artillerie mitbearbeitet werden. Hier freilich könnte eine Änderung von großem Nutzen sein; aber sehr unrecht wäre es, vor dem vielen Guten, was die letzten zwölf Jahre dem Train gebracht haben, die Augen zu verschließen. Denn auch hier hat das scharfe Auge des obersten Kriegsherrn schon sichtbar gewaltet.

Abgesehen von den schon etwas ältern dritten Kompagnien sind neu geschaffen worden eine Brigadekommandeur- und drei Regimentsskommandeurstellungen, von denen allerdings zu wünschen wäre, daß sie Trainoffizieren vorbehalten blieben und nicht den aus andern Waffengattungen versetzten Offizieren gegeben würden. Die Wechmarsche Auffassung von den Charakteroberstleutnants als ausschließlichen Bataillonskommandeuren trifft auch nicht zu; so hat z. B. der vorige Inspekteur das Kasseler Bataillon lange als Oberst gehabt, ehe er Traininspekteur wurde, auch das sechste und das vierte Bataillon wurden lange Jahre von Obersten (von Gynatten und Müller) befehligt. Das Advancement regelt sich zur Zeit im Train sehr günstig, und zwar so, daß die Beförderung zum Rittmeister ein bis anderthalb Jahre vor den Altersgenossen z. B. der Infanterie erfolgt, wobei den Herren noch ein Sprung bei dem Aufücken in die erste Gehaltsklasse in Aussicht steht, wenn die vierte Rittmeisterstelle, der „Rittmeister beim Stabe,“ eingeführt wird, der den Bataillonskommandeur von der vielen Arbeit als Traindepotvorstand etwas entlasten soll. Über den Kapitän hinaus — Hand aufs Herz: wieviele schaffen es denn bei andern Waffen wesentlich weiter? Unter den Majoren z. B. treffen wir heute sogar schon manchen Kriegsakademiker. Dabei hat der Train, Forbach und Damm ausgenommen, schöne und große Garnisonen, um die ihn manche Truppe beneidet.

Das Pferdmaterial beim Train ist gegen früher bedeutend besser geworden: die Zeiten, wo der Schwadronschef dem aussuchenden Trainoffizier lediglich die ältesten fünf Hunkepunkte zur Auswahl präsentieren durfte, sind für immer dahin. Die Offizierpferde sind heute durchweg rittige und schnittige Gänse, und auch das Chargenpferd wird kommen. Bezüglich der Remonten gehn übrigens im Train selbst die Ansichten auseinander, da es ohnehin schon Dienst genug giebt. Die drei Wechmarschen Trompeter, die sich beim Königs Geburtstag in der Garderobe verstecken und dort patriotisch schmetterten, sind längst fast bei allen Bataillonen einem vierzehn bis zwanzig Mann starken Trompeterchor gewichen, und den Musikinstrumenten, zu deren Klänge der Train heute zum Exerzieren ausrückt, hört man es nicht an, daß sie keine königlichen Utensilien, sondern aus irgend einem Fonds bezahlt oder von den alten Herren und Reserveoffizieren gestiftet worden sind. Den Offizierersatz regeln die seit acht Jahren wieder zugelassenen Avantageure.

Auch der Dienst im Sommer ist beim Train seit drei Jahren, wo die Felddienstübungen kriegsmäßig, auf Grund einer taktischen Idee, mit einer Abschlußbesichtigung eingeführt worden sind, interessanter geworden und wird von der abgeseffenen Kompagnie sowie im Bataillon mit allen Chikanen: Burentaktik, markiertem Feind, Sprung, Halt, Nieder, Schützenfeuer usw. wie bei der Infanterie intensiv betrieben. Im Kriege werden allerdings dem Kolonnenführer seine Schützen rechtes Kopfzerbrechen machen, wenn er sich wirksam decken will, da er lediglich seine paar

Reservefahrer ins Feuer bringen kann, denen er auch nicht den einzigen Leutnant, den er bei seinen achtzig und mehr Fahrzeugen hat, als Führer ins Gefecht mitgeben kann, weil er sonst entblößt ist. Ganz überflüssig aber ist der von Wechmar verlangte etatsmäßige Trompeter bei jedem Zuge. Ich empfehle Herrn v. Wechmar, sich einmal eine Proviantkolonne auf dem Marsch anzusehen, die der Führer nur mit Zeichen und Trillerpfeife regiert und dirigiert, wobei die Sektionsführer die Zeichen nach hinten weiter geben. Er würde sich von Herzen freuen, wie vorzüglich das klappt. Das Rasseln der Fahrzeuge stört heute niemand mehr beim Train, das war ehemals. Kurz gesagt: „Der Trainschlaf ist raus.“

Im übrigen schadet es nichts, daß auch die Trainfrage einmal angechnitten worden ist und von ernsthaften Blättern besprochen wird. Manches bleibt noch zu thun und muß angekrebt werden, so z. B. die vierte Kompagnie für jedes Bataillon. Im Reichstage dürfte jegliche Neuforderung für den Train, dieser für unser Heer und seine Schlagfertigkeit so wichtigen Truppe, einer glatten Bewilligung sicher sein.

K.

Mit Schwert und Feder. Unter diesem Titel hat der als militärischer Schriftsteller und als Redakteur der Kreuzzeitung bekannte Major z. D. J. Scheibert seine Lebenserinnerungen veröffentlicht. Sie gehören zu den besten Beiträgen der neuen Memoirlitteratur, weil der Verfasser mehr als andre erlebt hat, hauptsächlich aber weil er eine Persönlichkeit ist, die an Frische ihresgleichen sucht. Auch im Militär, das an wagemutigen, allezeit schlagfertigen Naturen reicher ist als das Zivil, herrscht an Männern, die mit diesen Tugenden eine so unerschöpfliche und selbstverständliche Liebenswürdigkeit verbinden, wie Scheibert, kein Überfluß. Eine Zeit lang haben ihm diese Gaben auch den Lebensweg erleichtert, er war der Liebling des alten Wrangel und vieler Fürstlichkeiten, und eine große Karriere schien ihm sicher zu sein. Da muß es ihm, dem gebornen Soldaten, furchtbar schwer geworden sein, sich an der bekannten Ecke von dem Kleid des Königs zu trennen, aber als richtiger Mann hat sich Scheibert in die neuen, unsympathischen Lebensverhältnisse gefunden und auch in ihnen eine hervorragende Stellung errungen. Den jüngeren Standesgenossen schärft sein Lebensgang aufs neue die Lehre ein: „Wacht über euren Freimut!“ Unbefangene Meinungsäußerung wird nur selten so sachlich aufgenommen, wie das arglose, größer angelegte Naturen immer voraussetzen, namentlich dann nicht, wenn sie schriftlich erfolgt. Auch Scheiberts Mitteilungen lassen keinen Zweifel darüber, daß er durch unbefangene Kritik, durch dienstliche, militärwissenschaftliche Arbeiten bei Vorgesetzten angestoßen, daß ihn die Feder ums Schwert gebracht hat. Originell wie die ganze Person ist Scheiberts Eintritt in die Militärchriftstellerei. Hören wir das aus seinem eignen Munde:

„Als ich (während des italienischen Krieges von 1859) eines Tages in der damals als illustriertes Blatt fast allein dastehenden »Illustrierten Zeitung« eine militärische Einleitung zu dem Feldzug in der Lombardei las, die nicht gehauen und gestochen war, schrieb ich einen ärgerlichen Brief an die Redaktion, nachweisend, wie solch ein Feldzug sich einleitet, und mit welchen Friktionen eine Armee zu rechnen habe. Ich bekam als Antwort die Nachricht, daß man den Inhalt des Briefes in einen Artikel verwandelt habe und mich dringend bäte, weiter über den Feldzug zu berichten, und zwar unter pekuniär sehr gentilen Bedingungen. Ich ging mit Freuden darauf ein, besorgte mir ausgezeichnete Karten, las die telegraphischen Bulletins beider Parteien, allersam die Zeitungen vergleichend, durch, berechnete die täglichen Marschleistungen aller Korps nach dem Durchschnitte, konnte dadurch die Etappen, in welchen die Korps marschiert waren, genau angeben und entwarf nun Schlachtberichte, die ungefähr der Wahrheit sich näherten, jedenfalls bedeutend richtiger waren als die damals von dem bekannten Küstow gegebenen Feldzugs-schilderungen. Für mich viel zu früh wurde der Friede von Villafranca geschlossen, weil mir eine angemessene und anregende Arbeit und meiner Klasse eine höchst willkommene Einnahme damit verloren ging.“

Die Geschichte hatte ein mich erfreuendes Nachspiel. Ich erzählte später in Reife im Kameradenkreise meine italienische Berichterstattung »von Magdeburg aus«. Da fragte mich der anwesende Direktor der Kriegsschule, Major Stiehle (der spätere Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl), auf Ehrenwort: ob dies wahr sei? Als ich dies bejahte, erzählte er lachend, daß er damals im Großen Generalstabe gestanden habe und alles darüber ungehalten gewesen wäre, daß nicht eine Zeitung vernünftige Berichte aus dem Kriege in Italien zu bringen vermöge. Eines Morgens aber sei General v. Moltke zufriednen Antlitzes unter sie getreten mit einer großen Karte von Italien und — der »Illustrierten Zeitung« in der Hand. »Endlich — hat er gesagt — finde ich einen trefflich orientierten Berichterstatter, auf den wir uns verlassen können!« Von nun an seien alle acht Tage nach Erscheinen der Zeitung die Herren vom Generalstabe zusammengetrommelt, mit Fähnchen die Marschrouten der Korps bezeichnet und verfolgt worden, und Moltke hätte ihnen dabei nach dem Wortlaut des »trefflichen Berichterstatters« aus Italien den Fortgang des Feldzugs erläutert.“

Nach diesem Erfolg kommt bald eine kleine Schrift „Über den Einfluß der gezogenen Geschütze auf den Festungskrieg,“ dann ein „Sappeur-Reglementsentwurf,“ kurzum der Dienst an der Feder wird immer eifriger. Aber auch als praktischer Militär macht Scheibert seinem guten Kopfe soviel Ehre, daß ihm ein schwieriger Auftrag nach dem andern und eine ganze Reihe ungewöhnlicher Spezialkommandos übergeben wird. Durch die Vermittlung des Fürsten Radziwill, dessen besondere Zuneigung er sich durch Leistungen und Wesen erwirbt, wird er dann 1863 als „Kentier Scheibert“ zu der Armee der Konföderierten geschickt, um in dem belagerten Charleston Beobachtungen über Panzerplatten und gezogene Geschütze zu machen. Seine Erlebnisse im Sezessionskriege nehmen fast die Hälfte des Buches ein und machen wohl seinen geschichtlich wichtigsten Teil aus. Die fernere Litteratur über den sogenannten und vermeintlichen Sklavenkrieg wird es zu beachten haben, daß ein in Motive und Getriebe der Parteien so tief eingeweihter Zeuge wie Scheibert für die Nordamerikaner keine Sympathien hat. Jedenfalls ist es immer wieder von Wert, die Verhältnisse, die die neuen Geschicke des andern Kontinents bestimmt haben, mit andern Augen als den der Mrs. Beecher-Stowe betrachtet zu sehen und höchst anerkennende Urteile über die Führer der Südländer zu hören. Noch mehr als Lee und Stuart bewundert S. den alten Jackson, diesen „herrlichen General“ und ist des Lobes voll über den Cromwellschen Geist, der im Heer der Konföderierten lebte. Von der Armee der Nordstaaten bekam er dagegen gleich in New-York einen übeln Begriff. „Was ich (von Soldaten) sah, schreibt er, machte auf mich, den Zögling eines stehenden Heeres, natürlich einen sehr wenig imposanten Eindruck; einige ölgeleckte swolls, die in irgend einem Militärbureau als Söhne großer Richter ein sicheres Dasein führten, einige Schildwachen, die gähnend sich auf ihr Gewehr lehnten, die schloddrig herumplankierenden volunteers, sowie nachlässig einhereschlendernde Patrouillen reizten mich damals zur Heiterkeit, bis ich mich daran gewöhnt hatte, Milizen vor mir zu sehen, die man mit anderm Maßstabe messen muß als reguläre Truppen. An eins konnte ich mich allerdings nicht gewöhnen, an die sogenannten Zuaven-Regimenter der Yankee's, die eines großen Ansehens — nicht etwa bei ihren Gegnern! sondern in der Stadt — genossen. Diese habe ich nte ohne inneres Ergötzen sehen können. Den Eindruck, den ich in New-York von der Armee der zukünftigen Gegner empfang, war daher kein glänzender; er ist, wie wir sehen werden, auch später im Kriege kein erheblich besserer geworden.“ Eine besonders schlechte Zensur erhalten die Deutschamerikaner, und nicht bloß wegen der Schlacht bei Wilderneß.

Außer der politischen und militärischen Bedeutung hat der amerikanische Abschnitt von Scheiberts Erinnerungen auch einen großen Lesewert durch die Fülle spannender Abenteuer und Bravourstückchen des Kriegers oder des Reisenden, die er mitteilt. Es ist nach dieser Seite hin eins von den Büchern, an denen das reifere Knabenalter sich nicht satt lesen kann, an denen es den Wert von Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart schätzen lernt.

Nach seiner Rückkehr wurde Scheibert zum Stabe Wrangels kommandiert. „Als ich, erzählt er, eines Tages die Linden entlang ging, stand zu meinem Schrecken der alte Feldmarschall von Wrangel an der Ecke der Friedrichstraße. Aus der Fährnißzeit her gewohnt, durch Eintreten in irgend ein Haus rechtzeitig dem alten Herrn auszuweichen, der an uns Pionierfährniß stets — und mit Recht — irgend ein unvorschriftsmäßiges Kleidungsstück zu entdecken und uns alsdann rücksichtslos mit Arrest bestrafen zu lassen pflegte, wollte ich auch diesmal entweichen, doch der Feldmarschall sah mich so scharf an, daß ich schüchtern, alle Knöpfe noch einmal revidierend und mich überzeugend, daß ich wirklich Waschhandschuhe und keine verpönten Glaceehandschuhe oder gar Lackstiefel trug, mich ihm grüßend näherte. Deshalb steh ich hier, mein Sohn? fragte er mich. Ich weiß es nicht, Excellenz! war meine Antwort. Um dir die Hand zu drücken. Ich habe Seine Majestät gebeten, daß er dich in meinen Stab nach Schleswig-Holstein kommandieren möchte, und Seine Majestät haben meinen Wunsch gewährt. Ist dir das recht, mein Sohn?“ Das ist eins von den vielen liebenswürdigen Stücken, mit denen Scheiberts Buch die Litteratur der Wrangelaneboten ergößlich bereichert. Sie treten hervor durch die Originalität des alten Feldmarschalls selbst, ihnen stehn aber eine Menge Porträts anderer hoher Militärs aus den großen deutschen Kriegen zur Seite, die nicht minder die Beobachtungs- und Darstellungskunst des Verfassers glänzend belegen. Er hat das Glück des Verfehls mit bedeutenden Männern, der Mitwirkung bei großen Ereignissen gehabt, hat aber auch wie wenige das Talent, die Leser in diese eignen Erlebnisse hinein zu versetzen. Ein köstliches Augenblicksbild löst das andre ab, namentlich der Dänische Krieg zieht auf lange Strecken wie ein Unterhaltungsstück beim ersten Lesen vorüber. Dann kommen aber wieder Stellen, aus denen man die Weltgeschichte merkt, in denen die Schwere und Härte der Zeit zu ihrem vollen Recht kommt. Sie gab Scheibert reiche Gelegenheit, sich zu bewähren und auch zu zeigen, daß er in Amerika gelernt hatte, sich zu behelfen und schwierige Situationen zu beherrschen. Aus vielen der kleinen launig mitgeteilten Geschichten vom Brücken- und Bahnbau geht hervor, daß 1864 die Armeeverwaltung den vollen Umfang der Kriegsaufgaben nicht vorausgesehen hatte, und daß nur die außerordentliche Leistungsfähigkeit von Offizieren und Mannschaften die gefährlichsten Verlegenheiten überwand. Es steckte etwas Unverwüßliches in diesem Menschenmaterial, ein Überschuß von Lebenskraft, der sich durch die ungeheuersten Anstrengungen und Gefahren nicht die Fröhlichkeit verderben ließ. Der Attaché der französischen Gesandtschaft, der eines Abends zugehört hatte, wie sich auch Prinz Albrecht ungezwungen an einer improvisierten Balletaufführung beteiligte, brach in die Worte aus: „Meine Herren, das ist in keiner Armee der Welt möglich, nur in der preußischen!“ Es giebt kaum ein zweites Buch aus der neuern Kriegslitteratur, das den Reichtum von Charakter und Intelligenz, über den die preußische Armee verfügt, so glänzend zur Anschauung brächte, wie das Scheibertsche. Dabei sagt er nie ein ausdrückliches Wort des Lobes, läßt sich auf keine allgemeine Bemerkung ein, geht scheinbar ganz im virtuosen Plaudern auf. Es ist ein Buch, das man fast Seite auf Seite aus-schreiben möchte, schon heute durch Inhalt und Form so fesselnd wie wenig andre, in hundert Jahren sicher eines der reichsten und köstlichsten Quellenwerke zur Einführung in eine von Deutschlands größten Perioden.

An der Schwelle des Orients. Die Plewnaseier und die von den Vereinigten Staaten für die rumänischen Juden eingeleitete Aktion bieten erwünschte Veranlassung, auf ein Buch aufmerksam zu machen, das von dem Generalmajor S. Grafen zu Dohna unter dem an die Spitze dieser Zeilen gesetzten Titel vor fünf Jahren veröffentlicht, unter die klassischen Reiseverke der deutschen Litteratur gehört.

Dem Hauptcharakter nach ist das Buch eine kriegsgeschichtliche Arbeit. Der Verfasser hat die Balkanländer bereist, um den letzten russisch-türkischen Krieg, dessen Ausgang zu Dreibund und Zweibund und zur heutigen politischen Weltlage

geführt hat, an Ort und Stelle nachzustudieren. Die Ergebnisse dieser Besichtigung bringen dem Fachmann manche wichtige Ergänzung zu den Berichten der Parteien und klären über Vorgänge auf, die an sich unverständlich erscheinen. Aber auch den Laien, wenn er nur eine Karte zur Hand hat, muß die Darstellung, die der Graf von den militärischen Ereignissen giebt, in jeder Hinsicht fesseln. In Stil und Geist steht sie auf der künstlerischen Höhe, die wir an den Alten bei solchen Aufgaben bewundern, der sich bei uns durch Moltke die gesamte offizielle Kriegslitteratur wieder genähert hat. Aus der gemeinverständlichen Schilderung der Hauptzüge tritt das psychologische Element hervor, das diesen Feldzug so merkwürdig macht. Die Türken lassen die Vorteile des Bodens, die Russen ihre Übermacht ungenutzt, auf beiden Seiten treiben angestammte Rationalfehler zu Unterlassungs- und Begehungsünden unbegreiflicher Art, aber ebenso entwickeln beide Völker wieder die höchsten kriegerischen Tugenden. Parat zu sein, große, heroische Persönlichkeiten zu erziehen und sie an die rechte Stelle zu bringen, ist und bleibt die vornehmste Pflicht einer Nation! Das ist die Moral, mit der der Leser von dem Feldzugsbild des Grafen scheidet.

Aber das Buch ist mehr als ein Beitrag zur neuesten Kriegsgeschichte, es ist zugleich ein höchst wertvolles Stück Länder- und Völkerkunde, die Frucht von Beobachtungen eines nach jeder Richtung aus dem Vollen schöpfenden Geistes. So, mit dem vielseitigen Rüstzeug des Politikers, des Historikers, des Philosophen, des Poeten reisen wenige, sogar aus unsern besten Kreisen. Das giebt den Beschreibungen des Buches einen bleibenden Wert, seinen Urteilen und Ansichten über das Wesen und die Entwicklungsfähigkeit der einzelnen Balkanvölker eine hervorragende Bedeutung. Anschaulicher, naturgetreuer und überzeugender können die Typen des Menschengemischs, das sich am Eingang zum Orient auf engem Raum zusammendrängt, nicht skizziert werden. Nirgends doziert der Verfasser, und er giebt doch überall tiefgegründete Begriffe; überall spricht bei ihm das Leben selbst. Groß ist die Versuchung, die Bilder, die er vom Türken, vom Rumänen, vom Juden, vom Zigeuner giebt, die meisterhaften, stimmungsvollen Schilderungen von Landschaft und Volkstum abzuschreiben; es ist aber besser, den Leser an die Quelle selbst zu verweisen. Er lernt ein Buch kennen, das an Belehrung und Genuß außerordentliches bietet.

Entenrike. Ab und zu kommt aus Norddeutschland wieder ein poetisches Lebenszeichen, das jedermann beweist, daß diese Leute droben an der Küste für unsre Litteratur in ihrer stillen, wortkargen Art doch sehr viel zu bedeuten haben. Auch das kleine Buch, das Emma von Derzen unter dem Titel „Entenrike und andre hinterpommersche Geschichten“ (Wolfsenbüttel, F. Zwißler) vorlegt, gehört zu dieser Klasse. Es sind Dorfgeschichten, außerordentlich einfache Erzählungen, die auf seelische Vertiefung, auf Stimmungsmalerei und alle Novellistenkünste verzichten. Wir hören da von einer alten Viehmagd, der Entenrike, die auf dem Totenbett ihre größte Sünde beichten will: sie hat einigemal Eier aus dem großen Küchenkorb genommen, um die im Wachstum zurückgebliebenen Küken zu füttern. Dann kommt eine Kinderfrau, die, von Jung und Alt im Hause geliebt und selbst allen innigst zugethan, doch davonläuft, als ihr vor Jahren davongelaufener lieber Mann scheinbar reuig zurückkommt. Weiter eine halb alberne Gouvernante, die „ich liebe sie“ mit „Ich liebe Sie“ verwechselt, und so fort eine Reihe billiger Originale. Neuters „Läuschen“ usw. und andre Anekdotensammlungen bieten ähnliches. Und doch wirkt das Buch im Leser lange nach. Denn diese Volksgestalten sind aus dem Leben geholt, mit Liebe beobachtet und schlicht, aber in höchster Anschaulichkeit geschildert. Drum sei das Buch empfohlen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig